



Leben in Saus und Braus

Die meisten Hunde, die ich kenne, leben wie gefeuerte Vorstandsvorsitzende: Frei von jeglicher Verantwortung bekommen sie einen Bonus nach dem anderen und führen ein Leben in Saus und Braus. Sie tragen Halsbänder und Leinen passend zur menschlichen Garderobe, bekommen Hundespielzeug passend zur jeweiligen Entwicklungsphase und Hundebetten passend zum Wohnungsinterieur.

Der Witz ist natürlich: Die meisten Hunde wollen überhaupt kein weiches Hundebett – sie wollen in *unserem* Bett schlafen, und trotz bester menschlicher Vorsätze setzen die meisten Hunde dieses Konzept auch innerhalb der ersten sechs Monate unwiderruflich durch. Meine braune Pudelin Ida war sozusagen die Jennifer Lopez der Caniden: Ursprünglich aus einfachen Verhältnissen stammend, eignete sie sich schnell einen ganz selbstverständlichen Geschmack für teure Designerartikel an. Die vielen pädagogisch wertvollen Hundespielsachen, die den Boden meiner Wohnung bedecken, können sie nicht erfreuen, die artgerechten Kauartikel interessierten sie nie: Meine Sachen gefallen ihr besser. Allein in ihrem ersten Jahr zerkaute sie eine Lesebrille von Dolce&Gabbana inklusive Gläsern und drei Paar Pumps; ein Paar Prada-Stiefel gestaltete sie zu Sandalen um, von diversen BHs, die sie, noch ungetragen, direkt aus der Tüte gründlich zwischen ihren scharfen Zähnen zermalmte, ganz zu schweigen, nebst Stuhlbeinen, Taschen, Gürteln. Als Beilage fraß sie Klopapier.

Was die Grundnahrung unserer Hunde betrifft, bieten sich ganz andere Möglichkeiten, unglaubliche Mengen

Geld loszuwerden. Es gibt eine Trilliarde verschiedener Dosen- und Trockenfuttersorten, und es obliegt dem geschickten Fachberater, die teuerste Sorte an Herrchen oder Frauchen zu bringen. Hunde können das Zeug meist nicht ausstehen. Würden wir stattdessen Hunde einfach das fressen lassen, was sie unterwegs aufsammeln und für ihre natürliche Nahrung halten – ausgespuckte Kaugummis, vergammelte Döner, vor Wochen verstorbene Fische, benutzte Papiertaschentücher –, wir könnten unsere Hunde sehr glücklich machen. Selbst meinen eigenen ergeht es nicht besser: Unerbittlich nötige ich sie täglich, eigens aus England importiertes, kräuterhaltiges Futter aus richtig herumschwimmenden Lachsen und frei laufenden Rehen zu fressen. Es sieht aus wie Hasenköttel, schmeckt aber offensichtlich nicht so. Also rühre ich noch Hüttenkäse, Frischfleisch und Seealgenpulver darunter. Während sie das Ganze mit langen Zähnen verspeisen, träumen sie von Cheeseburgern und Schokoladenkuchen.

Warum wir Menschen gerade an dieser Stelle darauf beharren, dass wir für unsere besten Freunde nur das (aus unserer Sicht) Beste wollen, werden sie wohl nie verstehen.



Von Joggern und Kläffern

Wenn ich mit meinen Hunden spazieren gehe, ist es offenbar unmöglich, mich zu übersehen: Eine 1,80 große Frau mit zwei Großpudeln und zwei Italienischen Windspielen mag durchaus einigermaßen auffällig sein, aber es ist ja nicht so, als würde ich beim Gehen mit Orangen jonglieren und gleichzeitig meine Hunde durch brennende Reifen springen lassen. Und trotzdem bringt mein An-

blick offenbar die Gemüter in Wallung – vielleicht nehme ich zu viel Raum weg, jedenfalls werde ich auf Schritt und Tritt angesprochen («Das sind aber doch nicht alles Ihre, oder?«), belächelt oder angeschnauzt. Neulich änderte ein Jogger im Wald sogar extra seine Route und kam 80 Meter herangejoggt, um mich zu ermahnen, ich solle dafür sorgen, dass meine Hunde ihn nicht »anfielen«. Meine Hunde hatten sich bis dahin nicht im Geringsten um ihn gekümmert, sondern spielten ganz friedlich mit einem kleinen Jack-Russell-Terrier, den sie gerade kennengelernt hatten. Der Mann, jung, sportlich und dynamisch, wollte sich nicht ignorieren lassen und fing an, mir vom Leinenzwang im Wald zu erzählen. Meine Hunde waren noch immer nicht bereit, ihn nur eines Blickes zu würdigen, geschweige denn ihn anzubellen oder anzufallen. »Was wollen Sie eigentlich von mir?«, fragte ich irgendwann genervt, weil ich mich viel lieber mit dem Besitzer des Terriers unterhalten wollte. Der Jogger kläffte, ich solle gefälligst die Gesetze achten, und im Feld dürften Hunde nicht ohne Leine laufen, Hunde seien nun mal gefährlich. Ich fragte ihn, ob er auch hinter jedem Falschparker herrenne und ihn maßregle, und ob er eigentlich wisse, dass hier alles voller Wildschweine sei, und die seien nun *wirklich* gefährlich. Die Wildschweine waren ihm egal, aber mich wollte er auf der Stelle beim Förster anzeigen, damit er in Zukunft sicherer joggen könne.

Bis hierher war es ein schöner, friedlicher Sonntagmorgen gewesen, meine Hunde spielten, wir hatten niemanden behelligt, und ich musste mich trotzdem blöd von der Seite anmachen lassen, einfach nur, weil ich eine Angriffsfläche bot für jemanden, der offenbar zu wenig Sozialkontakt hatte oder dem das Joggen nicht ausreichte, seinen Frust abzulassen. In Bayern passiert derlei nicht: Da gibt es keine Leinengesetze, was die Menschen

deutlich entspannter mit Hunden umgehen lässt, weil alle einander ähnliche Daseinsberechtigungen einräumen. Meine Theorie ist, dass zu viele Gesetze die Leute dumm und unselbständig werden lassen.

Neulich starrte mich ein älterer Mann böse an, zeigte auf meine (artig an der Leine gehenden) Hunde und sagte: »Kann ja wohl nicht wahr sein. Wieso schaffen Sie sich nicht noch mehr Hunde an, die die Landschaft zuscheißen? Wozu soll das gut sein?« Ich hatte noch gute Laune, also sagte ich: »Es ist erwiesen, dass Hundehalter gesünder sind, länger leben und weniger Herzprobleme haben, weil sie regelmäßig Bewegung haben. In der Nähe eines Haustieres zu sein kann Bluthochdruck senken, und wenn jemand sich mit seinem Hund beschäftigt, setzt das zentrale Nervensystem Hormone frei, die Wohlbefinden auslösen, wie z. B. Oxytocin, das soziale Interaktion beeinflusst. Sie sollten das unbedingt mal probieren.« Der Mann sagte gar nichts mehr.

Als wir wieder zu Hause waren, sah ich meine Hunde an und fragte sie ernsthaft: »Wozu *seid* ihr eigentlich gut?« Meine Hunde hopsten begeistert um mich herum, wackelten mit ihren Hinterteilen, grinsten, holten Spielsachen und warfen sie mir in den Schoß oder hauten sie einander um die Ohren; es war eine sehr vergnügte Angelegenheit. Und ich schämte mich für meine blöde Frage.



Stiller Sterbebegleiter

Wenn man über Hunde als Helden spricht, dann meistens von aufregenden, dramatischen Events, bei denen Hunde Ertrinkende retten oder gerade noch rechtzeitig einen

Selbstmörder aufspüren. Tatsächlich gibt es viele genauso heldenhafte, aber weitaus unspektakulärere Geschichten, in denen Hunde über ihre eigene Persönlichkeit hinauswachsen, um sich einer Situation anzupassen.

Ein solcher Hund war Toby, den ich vor vielen Jahren zusammen mit seinem Besitzer Paul in New York im Park kennenlernte. Toby war ein typischer junger Basenji, eine anmutige kleine afrikanische Rasse, die sehr aktiv ist – aktiv mit großem »A«, wenn Sie wissen, was ich meine. Basenjis bellen nicht, sind aber keineswegs geräuschlos. Je nach Laune glucksen, jodeln, heulen oder kreischen sie. Sie sind sehr sportlich, was bedeuten kann, dass sie auch gerne mal Bücherregale oder Esszimmertische erklimmen. Als Tobys Besitzer Paul an Aids erkrankte und immer mehr Zeit im Bett verbringen musste, leistete Toby ihm Gesellschaft. Der kaum zu bändigende junge Hund lag stundenlang bewegungslos auf Pauls Bett, den Kopf auf Pauls Brust. Eines der wenigen Dinge, die Paul kräftemäßig noch schaffte, war ein sehr langsames Spiel, bei dem Paul versuchte, an Tobys Barthaaren zu zupfen, was Toby nicht leiden konnte. Daraus wurde eine Art Spielkampf auf dem Bett in sehr langsamen, vorsichtigen Bewegungen – der wilde Toby hinterließ niemals auch nur den kleinsten Kratzer auf Pauls Hand. Für Paul dagegen war das Spiel mit Toby das Einzige, was ihn überhaupt noch interessierte – man hätte beinahe denken können: am Leben erhielt.

Je weiter Pauls Krankheit fortschritt, desto mehr beharrte Toby darauf, in Pauls Nähe zu bleiben. Wenn es Zeit fürs Gassigehen war, musste er vom Bett gehoben und nach unten getragen werden. Dort erledigte er in aller kürzester Zeit seine Geschäfte, raste zurück zum Haus und kratzte an der Tür. Sobald er drinnen war, stürmte er die Treppen hinauf, katapultierte sich aufs Bett und legte sich vorsichtig an Pauls von schwerer Krankheit gezeichneten

Körper. Dort blieb Toby, bis man ihn wieder zwang, seine Aufgabe wenigstens für kurze Zeit zu unterbrechen.

Zum Schluss, ganz am Ende, konnte Paul nicht mehr zu Hause bleiben, sondern musste ins Krankenhaus. Einmal schafften wir es, Toby in einer Tasche ins Krankenhaus zu schmuggeln, obwohl wir große Angst hatten, dass Toby vor lauter Glück, sein Herrchen wiederzusehen, fürchterlichen Krach machen würde – amerikanische Krankenhäuser sind nicht sehr kulant, was Hygienevorschriften betrifft (wir dachten uns: die paar Bakterien von der Straße werden ihn nicht gleich umbringen, der Hund ihn aber sehr froh machen). Toby machte keinen Laut, sondern lag auf Pauls zerrüttetem Körper und wedelte wie verrückt – der ganze Hund strahlte vor Glück. Auch Paul strahlte, so gut er das noch konnte. Es war das letzte Mal, dass er seinen kleinen, wilden Hund sah.

In den letzten Stunden seines Lebens, im Delirium und unter großen Schmerzen in einem Krankenhausbett meilenweit von zu Hause entfernt, spielte Paul mit einem eingebildeten Toby. In seiner Vorstellung und seinem Herzen war der kleine Hund bei ihm. Das hätte sich Toby auch gewünscht.